

Winkler, Hartmut: How to do things with words, signs, machines.
Performativität, Medien, Praxen, Computer.
In: Krämer, Sybille (Hg.): Performativität und Medialität.
München 2004, S. 97-111.

Hartmut Winkler

HOW TO DO THINGS WITH WORDS, SIGNS, MACHINES.

PERFORMATIVITÄT, MEDIEN, PRAXEN, COMPUTER¹

1.

Im Folgenden werde ich den Versuch machen, das Konzept der ›Performativität‹, wie die Linguistik es am Modell der Sprache entwickelt hat, auf seine medienwissenschaftliche Verwendbarkeit hin zu prüfen. Und mein Beispielfeld ist der Computer. These ist, dass die Performativität einen Verständnisrahmen für bestimmte seiner medialen Eigenschaften bietet; und darüber hinaus möglicherweise für die technisch-apparative Seite der Medien allgemein, deren Eigenlogik und deren Interaktion mit den menschlichen Praxen nach wie vor eines der entscheidenden Rätsel für die Medientheorie bilden.

Und ich werde, um dies gleich zu sagen, eine kritische Lesart des Performativen vorschlagen. In einem ersten Abschnitt wird es um eine begriffliche Klärung gehen; und hier zunächst um den Handlungsaspekt, den die Theorien der Performativität mit der Sphäre des Symbolischen verkoppeln. Hieraus werde ich eine Bestimmung des Symbolischen ableiten, die in deutlicher Spannung zu diesem Handlungsaspekt steht. Ich werde in einem dritten Schritt bestimmten Implikationen nachgehen, die einige aktuelle Lesarten des Performativen möglicherweise haben. Und schließlich wird auf das eigentliche Thema, die Medientechnik und speziell die Computer zurückzukommen sein.

Ursprünglich sollte mein Text ›Performativität und Performance‹ heißen, im Computerkontext ein Kalauer, der darauf abhebt, dass Computer – und übrigens Sportwagen – Performance auf Geschwindigkeit reduzieren. Dies mag ein Hinweis darauf sein, dass die Zeit eine Rolle spielt; geht es bei der Performativität doch um ein Handeln, und damit um die Frage, ob das Handeln wie die Zeit unumkehrbar ist, oder mit einigem Glück und den Mitteln des Symbolischen vielleicht doch umkehrbar, und was – möglicherweise – unsere medial implementierten Sehnsüchte in diesem Feld sind.

¹ Vortrag im Sonderforschungsbereich ›Kulturen des Performativen‹, FU Berlin, Juli 2000.

2. Handeln und Sprechen

Ich möchte ansetzen bei einer Unterscheidung, die aller Rede von ›Performativität‹ zugrunde liegt, die aber dennoch selten expliziert wird; einer Unterscheidung, die sicher grob und vielleicht allzu grob ist, die uns dennoch aber schnell in weit weniger grobe, um nicht zu sagen, vertrackte Fragen führen wird. Jede Rede von Performativität, behaupte ich, impliziert und unterstellt eine Zwei-Welten-Theorie. Auf der einen Seite eine Welt eben des Sagens, der Worte, des Symbolischen, und auf der anderen Seite eine Welt des Handelns, die offensichtlich ganz anders geartet ist. Austins Titel ›How to do things with words‹ wäre keine Provokation, würden beide Sphären normalerweise nicht weit auseinanderfallen.

Im Fall der traditionellen Sprachbetrachtung ist dies klar. Hatte sich diese doch auf die Sphäre der Worte weise beschränkt, und die Welt jenseits der Sprache zunächst nur als das Ziel von Referenz- oder Zeigebewegungen in den Blick genommen; sie hatte assertive Äußerungen in den Mittelpunkt gestellt, also Aussagen, Propositionen, deren Handlungscharakter stark zurücktritt, und sprachliches Handeln als eine ›Anwendung von Sprache in Äußerungssituationen‹ beschrieben.

Austin, selbstverständlich, hatte dies kritisiert. Aus der Perspektive meiner Zweiwelten-Deutung erscheint sein Projekt als ein Brückenschlag, der den Abgrund zwischen Sagen und Handeln moderiert. Am Beispiel zunächst der ›ursprünglichen Performative‹, und dann im Nachweis, dass jeglicher Äußerung eine performative Dimension zukommt, hatte Austin gezeigt, dass Sagen grundsätzlich ein Handeln ist, oder genauer: dass die Worte in die Sphäre des Handelns hinein sich verlängern. Worte haben Konsequenzen eben nicht nur im Fall von Eheformeln; und weil dies so ist, schlug Austin vor zu fragen: ›How to do things with words‹.²

Hierbei nun ist auffällig, dass die Formulierung die Polarität selbst weitgehend intakt lässt. Eine Handlungsdimension von Worten kann nur konstatieren, wer zumindest implizit annimmt, dass es neben der Sprache eine Sphäre gibt, in der Handlungen fraglos und im eigentlichen Sinne Handlungen sind, eine Sphäre eben, in der die Frage ›How to do things‹ selbsterklärend wäre. Fragen wir also mit und gegen Austin: ›How to do things‹.

Und es liegt nahe, als erstes die Soziologie heranzuziehen, die sich ja traditionell mit kollektiven Praxen und dem Handeln von Individuen wie der Gesellschaft befasst und wohl die elaboriertesten Vorschläge zum Handlungsbegriff gemacht hat.

² Austin 1979.

3. Der Handlungsbegriff in der Soziologie

Zunächst aber wird unsere Erwartung enttäuscht: Esser etwa, der eine bekannte Einführung in die Soziologie geschrieben hat³, macht seine Argumentation zwar mit dem Begriff der Handlung auf:

Soziologie (im hier verstandenen Sinn dieses sehr vieldeutig gebrauchten Wortes) soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und in seinen Wirkungen ursächlich erklären will.⁴

Bereits zwei Sätze später aber sind die Verhältnisse weit weniger klar:

Handeln soll dabei ein menschliches Verhalten ... heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden.⁵

In beiden Fällen übernimmt Esser Formulierungen Max Webers. Der Unterschied liegt in der Relationierung von Handeln und ›Sinn‹: fällt dieser im ersten Zitat ausschließlich auf die Seite der deutenden Soziologie, so ist er im zweiten auf die Seite der Handlungen geraten; soll doch jetzt nur noch als Handlung gelten, was die Handelnden selbst mit einem subjektiven Sinn verknüpfen. Der Sinn, so könnte man sagen, hat, ausgehend vom Bedürfnis der Deutung, auf die Seite der Handlungen übergegriffen.

Im hier verfolgten Zusammenhang ist dies aus methodischen Gründen wichtig. Zumindest in traditioneller Perspektive ist die Kategorie des ›Sinns‹ eng mit der Sprache verbunden. War mein Ausgangspunkt der Versuch, Sagen und Handeln möglichst scharf zu polarisieren, so scheint das Sagen das Handeln auf eigenartige Weise zu unterminieren. Und dieses Problem findet sich in einer Vielzahl von soziologischen Ansätzen wieder: In der Betonung des instrumentellen und subjektiv zielgerichteten Handelns⁶, bei Parsons in der Erkenntnis, dass sich Handeln stets innerhalb von Orientierungssystemen vollzieht⁷, im Rekurs auf Kommunikation und ›Sinn‹ auch bei Luhmann⁸, oder der Neigung, den Hand-

3 Esser 1996.

4 Ebd., S. 3.

5 Ebd.

6 So bezieht sich Gephart z. B. auf Dilthey: »Die psycho-physische Einheit [des Menschen, H.W.] ... empfängt, vermittelt durch das Nervensystem, beständig Einwirkungen aus dem allgemeinen Naturverlauf und sie wirkt beständig auf ihn zurück. Nun liegt es aber in ihrer Natur, daß die Wirkungen, die von ihr ausgehen, vornehmlich als ein Handeln auftreten, welches von Zwecken geleitet wird.« (Gephart 1998, S. 75). Und kritisch gewendet findet sich der Begriff des instrumentellen Handelns etwa bei Horkheimer, Adorno oder Habermas.

7 Rekonstruiert z. B. bei Wenzel 1990, S. 17 ff.

8 Luhmann 1993, S. 64 ff., 92 ff. 191 ff.

lungsbegriff immer schon mit Blick auf dessen ethische Dimension zu entwerfen.⁹

Alle diese Handlungsbegriffe erscheinen dominiert von Kriterien, die man intuitiv eher der Sphäre des Symbolischen zugerechnet hätte; und damit jenem Bereich, dem ich das Handeln ja gerade entgegensetzen wollte. Muss man also folgern, dass ein Unterschied zwischen Handeln und Sagen – und zwar bereits diesseits der sprechakttheoretischen Thesen – nicht existiert?

Ich möchte vorschlagen, auf dem Terrain der Sozialwissenschaften zu bleiben, nun aber auf solche Theorien zurückzugehen, die in die Zeit und die Perspektive vor die ›linguistische Wende‹ fallen. Geht man, angeleitet etwa von Gephart¹⁰, auf Friedrich Gottl, einen Nationalökonom der Jahrhundertwende, zurück, so entfaltet sich ein sehr anders gearteter Handlungsbegriff. Vom Begriff der ›Aktionswissenschaften‹, deren Gegenstand die Untersuchung menschlicher Handlungen sei, gelangt Gottl zur Überzeugung, die Handlung als Basis zumindest des Ökonomischen zu betrachten¹¹; so wird ein Handlungskonzept exponiert, das auch nicht-intentionale Handlungen einbezieht, fremdes Handeln als *Widerstand* modelliert¹² und die Opazität des Handelns, d. h. die Tatsache betont, dass Handeln auf Sinn, Verstehen, Reflexion, Symbolisierung und Symbolisierbarkeit keineswegs angewiesen ist. Direkte Wirkungen dieses Handlungskonzepts kann Gephart auch bei Weber nachweisen, etwa wenn dieser schreibt,

daß das Handeln des Menschen nicht so rein rational deutbar ist, daß nicht nur irrationale Vorurteile, Denkfehler und Irrtümer über Tatsachen, sondern auch Temperament, Stimmungen und Affekte seine Freiheit trüben, daß also auch sein Handeln – in sehr verschiedenem Maße – an der empirischen ›Sinnlosigkeit‹ des Naturgeschehens teil hat [...].¹³

9 »Handlung, jedes Sichbetätigen des Menschen, an dem sein Organismus beteiligt ist und für das er sich (im Unterschied zu den Reflexbewegungen) verantwortlich fühlt. [...] Handlungstheorie, eine neue phil. Disziplin, die vor allem in den angelsächsischen Ländern betrieben wird. Teildisziplin der Ethik, oder allgemeiner: Wissenschaftstheorie aller Handlungswissenschaften [...].« (Schischkoff 1982, S. 256 f.).

10 Gephart 1998, S. 43 ff.

11 Ebd., S. 51.

12 Ebd., S. 52.

13 Weber, Max: *Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik*, zit. nach: Gephart 1998, S. 59 (im Original sind weitere Begriffe in Anführungszeichen gesetzt).

Ähnlich bei Esser: »[...] Man sollte hinzufügen, daß diese ungeplanten gesellschaftlichen Wirkungen auch ohne das Wissen der Akteure hierüber eintreten. [...] Die Entdeckung, daß eine Vielzahl von sozialen Phänomenen und Institutionen – wie das Geld, das Recht, Städte und Gemeinden, die Arbeitsteilung und der Staat –

Die so getroffene Bestimmung hat sicher den Vorteil einer größeren Nähe zum alltagssprachlichen Handlungsbegriff: umfasst dieser doch zielgerichtet-zweckrationales Handeln ebenso wie Handlungen, die auf Verkennungen beruhen, Fehlleistungen und z. B. Unfälle¹⁴; bis hin zur Unfassbarkeit großer Verbrechen, an deren Resemantisierung ganze Generationen sich abarbeiten, deren schlichte Faktizität mögliche Sinnkriterien aber geradezu abperlen lässt. Zwischenergebnis wäre, dass das Handeln – zumindest nach einer Seite des Begriffs – an Sinn also nicht gebunden ist, und erst unter dieser Bedingung lässt sich von einer Polarität zwischen Handeln und Sagen, ›How to do things‹ und ›How to do things with words‹, überhaupt sprechen.

Dass beide Sphären sich gleichzeitig vermischen, wie die Sprechakttheorie und eben die neuere Soziologie exponieren, sei noch einmal ausdrücklich zugestanden; ebenso, dass Kriterien wie Bewusstsein und Sinn auch im Feld der Sprache hart kritisiert worden sind; um das hier verfolgte Argument stärker zu machen, aber ist noch ein weiterer Schritt in die eingeschlagene Richtung nötig.

4. Definition des Symbolischen

Ergänzen wir das Gesagte von einer anderen Seite. Schärfere noch als im Feld der Soziologie nämlich tritt der skizzierte Gegensatz hervor, sobald man sich um eine Definition der Sprache selbst, und im Kern: um eine Definition des Symbolischen bemüht. Einige der Ansätze, die in diesem Feld prominent geworden sind, gewinnen ihre Klarheit exakt in dem Gegensatz, der hier zur Debatte steht, indem sie nämlich die Sphäre des Symbolischen gegen eine Sphäre tatsächlicher Handlungen absetzen.

Vier dieser Ansätze möchte ich wenigstens kurz umreißen. Zunächst heben verschiedene Autoren die Tatsache hervor, dass das Symbolische, soll es als Symbolisches überhaupt funktionieren, auf eine relativ strikte Grenzziehung gegenüber dem Tatsächlichen angewiesen ist, eine Grenz-

ungeplant und in kleinen Schritten aus dem jeweils nur sehr kurzfristig orientierten Handeln von Personen evolutionär entstanden ist und gerade deshalb, weil es nicht als Endergebnis bereits von irgend jemand geplant war, seine wundersame Funktionalität aufweist, gehört zu einer der weitreichendsten Erkenntnisse – keineswegs der Soziologie alleine [...]. Ungeplante Folgen müssen nicht immer erfreulicher Art sein [...].« (Esser 1996, S. 25).

14 »Handlung, die; -, -en, [mhd. handelunge]: 1. Vollzug od. Ergebnis eines menschlichen Handelns, [...] Tuns. Tat, für die jmd. eintreten muß: eine [un]überlegte, vor-sätzliche, strafbare, unverantwortliche H.; eine kultische, feierliche H. (Zeremonie) [...]«. (Duden 1983, S. 541).

ziehung, die es davor schützt, vom Tatsächlichen schlicht überflutet zu werden. Beispiel sei die Bühnenrampe, die mit den Mitteln der Architektur den symbolischen Raum der Bühne von den tatsächlichen Handlungen im Zuschauerraum trennt; ein zweites Beispiel etwa die Entkopplung der menschlichen Stimme von praktischen Zwecken, Basis dafür, dass Laute innerhalb der Sprache zu Signifikanten werden können.¹⁵

Huizinga und in ähnlicher Weise Benviste haben den Raum des Symbolischen über das *Spiel* zu bestimmen versucht.¹⁶ Spiele definieren abgegrenzte Binnenräume, die ein Handeln ermöglichen, das von tatsächlichen Konsequenzen zielgerichtet entkoppelt ist; das Spiel und das Symbolische treten damit dem ›Ernst‹ der tatsächlichen Daseinsvollzüge gegenüber; die Trennung beider Räume ist Voraussetzung dafür, dass im Raum des Spiels zusätzliche Freiheitsgrade ermöglicht und ausgelotet werden.

Immer wieder und etwa auch bei Luhmann wird das Symbolische über seine Reversibilität bestimmt.¹⁷ Im Gegensatz zum tatsächlichen Mord ist der Mord auf der Bühne reversibel; dies ermöglicht jenes *Probehandeln*, das in direkter Polarität zum tatsächlichen Handeln die wohl wichtigste Bestimmung des Symbolischen ist.

Und schließlich hat das Symbolische einen privilegierten Bezug auf die Sphäre der Möglichkeit, die den Raum des Tatsächlichen mit einem Ozean fraktal gestaffelter Alternativen umgibt.¹⁸ Derridas Beharren, dass das Sprachliche seinen Kern nicht in Deskription und Indikativ, sondern in Konjunktiv und Metapher hat, die noch Searle als ›uneigentliches Sprechen‹ an die Peripherie verdammen wollte, weist in ähnliche Richtung.

All diese Bestimmungen haben gemeinsam, und selbstverständlich sind sie danach ausgewählt, Symbolisches und Tatsächliches so weit wie möglich zu distanzieren. Während das Tatsächliche seinen Fokus hat in der Sphäre der Not, der Auseinandersetzung mit der Natur und den Daseins-

15 Siehe z. B. die Rekonstruktion der Sprachentstehung bei Leroi-Gourhan 1988. Oder: »Zu diesem Zweck kam eine besondere Klasse von Objekten auf, die Krzysztof Pomian Semiophoren nennt, also Gegenstände, die geschaffen wurden, etwas anderes als sich selbst zu manifestieren, die im Gegensatz zu ihrem Nutzwert einen primären oder ausschließlichen symbolischen Wert haben. Zusammen mit heiligen Orten und rituellen Praktiken schaffen sie Referenzpunkte, um die in der Gegenwart Anwesendem mit den Sphären der Toten und des Unsichtbaren zu koppeln.« (Grassmuck 1999, S. 134).

16 Huizinga 1956; eine konzise Zusammenfassung der Positionen findet sich in: Neitzel 2002, S. 43-58). Dort zitiert: Benviste 1947, S. 159-167. Krämer entfaltet denselben Gedanken mit Bezug auf Bateson: »Wo gespielt wird, handeln wir symbolisch« (Krämer o.J.).

17 Luhmann 1993b.

18 Köhler schlägt Plessner als Zeugen vor, dessen ›exzentrische Positionierung des Menschen‹ die Kategorie der Möglichkeit in den Mittelpunkt rückt (Köhler 1999).

vollzügen, die nicht zuletzt unsere physische Subsistenz gewährleisten, erscheint das Symbolische von diesen Zwängen nicht völlig freigestellt, dennoch aber eben auf zielgerichtete Weise entkoppelt. Und entsprechend klar sind zwei Typen von Handlungen einander entgegenzusetzen; jene irreversiblen, mit denen wir Eingriff für Eingriff die Welt irreversibel verändern, und jene reversiblen oder zumindest weniger irreversiblen, die wir als symbolische ansprechen. Und gerade mit Blick auf die ökologische Problematik wäre zu wünschen, dass manches Mögliche, anstatt tatsächlich zu werden, in der Sphäre des symbolischen Probehandelns verbliebe. Was aber bedeutet auf diesem Hintergrund die Behauptung der Performativität?

5. Performativität gradieren

Das Gesagte, denke ich, zwingt uns, zunächst verschiedene *Niveaus von Performativität* zu unterscheiden. Gemessen an der weltverändernden Kraft tatsächlicher Handlungen sind symbolische Handlungen grundsätzlich ›schwach performativ‹. Ja, mehr noch: wenn der Verzicht auf praktische Konsequenzen eine Bestimmung des Symbolischen ist, so bedeutet dies einen Verzicht auf Performativität. Wenn eine Äußerung in dem Maße ›performativ‹ ist, wie sie die »sprachlich beschriebene Handlung in der außersprachlichen Wirklichkeit zugleich vollzieht«¹⁹, so konkurriert sie mit einem breiten Feld anderer Handlungen, die den Umweg über die Sprache gar nicht erst nehmen; und der reale Tötungsakt überbietet, was seine Irreversibilität angeht, mühelos jede verbal-performative Eheschließung.

Ich meine hiermit ausdrücklich nicht, dass es irrelevant sei, sich mit der Performativität zu beschäftigen; allerdings meine ich, dass solche Überlegungen eingestellt werden müssen in den größeren Rahmen einer Kulturtheorie, die neben dem Raum des Symbolischen einen Raum auch eines Nicht-Symbolischen (oder eines nicht selbstverständlich, nicht primär oder zunächst nicht Symbolischen) zugesteht. Und diesem Raum gehören die Handlungen, zumindest was deren hier exponierte Seite angeht, an.

6. Gegenwärtige Positionen

Mein Einwand innerhalb der gegenwärtigen Debatte um die Performativität ist, dass sie die so gestellte Frage vermeidet. So interessiert die beteiligten Autoren den Begriff selbst aufzugreifen, in so auffälliger Weise nivellieren

¹⁹ Duden 1974, S. 547.

sie die Differenz, die das System des Sagens von demjenigen der Handlungen trennt. Zudem scheint das Konzept der Performativität es anzubieten, die Szenerie allein aus der Perspektive symbolischer Ereignisse in den Blick zu nehmen.

Deutlich ist dies bei Butler, die mit der Theorie der Performativität weitreichende politische Hoffnungen verbindet²⁰; sie kombiniert Austin mit Foucault und greift vor allem die Foucaultsche Vorstellung auf, dass Diskurse *produktiv* wirken, Realität also produktiv hervorbringen; eine Vorstellung, die mit dem Modell der Performativität in der Tat sich berührt. Wenn das, was wir als Realität vorfinden, als ein Resultat von Diskursen angesprochen werden muss, so bedeutet dies, dass die Realität auf die Diskurse angewiesen ist, und genauer: auf die diskursiven Zyklen, in denen sich ihre Struktur reproduziert. Politisch eröffnet dies die Möglichkeit, in diese Zyklen diskursiv einzugreifen; bereits ein sanftes Abweichen vom Diktat der Wiederholung und ein Einsprechen etwa durch abweichende sexuelle oder symbolische Praxen muss zwangsläufig eine veränderte Realität zur Folge haben.

Völlig anders und doch vielleicht strukturähnlich hat z. B. Krämer vorgeschlagen, die Performativität für die Theorie der Computer fruchtbar zu machen.²¹ Einer der Denkanreize ist hier die spezifische Eigenschaft der Rechner, gesteuert durch ein Programm und ein Set von Ausgangsdaten eigenständig unabsehbare und möglicherweise verblüffend neue Resultate als Output zu produzieren; dies zwingt zu einem veränderten Begriff der Performanz, der, anders als in der sprachwissenschaftlichen Tradition etwa bei Chomsky,

Performanz nicht länger mehr als – verzerrte und mangelhafte – Kompetenz [gelten lässt], sondern als eine produktive Kraft [fasst], welche Strukturen nicht bloß realisiert, sondern selbst hervorbringt.²²

Zweite Säule ist ein ebenfalls veränderter Schriftbegriff; Schrift wird nicht mehr als verschriftlichte Sprache bestimmt, sondern, indem z. B. Algorithmen und Rechenoperationen einbezogen werden, als eine eigenständige Kulturtechnik, eine Medientechnologie, die als Schrift sich fortschreibt, neue Räume eröffnet und eine performative Kraft entfaltet.²³

So überzeugend, ja zwingend das Argument ist, angesichts einer Realität, die sich induziert durch die Rechner tatsächlich in augenfälliger Weise verändert, und so plausibel das Projekt, auch die theoretischen Konzepte auf

20 Butler 1991, S. 190ff; sowie 1997.

21 Krämer 1998a; Krämer/Stahlhut 2001; Krämer 1998b; 2001; o.J.

22 Krämer 1998b, S. 2 [Erg. H. W.].

23 Krämer 1996; 1998a.

den Stand der Entwicklung zu bringen – ein möglicher Einwand käme von ganz anderer Seite. Auffällig nämlich scheint mir zu sein, dass in beiden Fällen ein ursprünglich kritisches Argument in ein affirmatives umzuschlagen droht. Auf einer ersten Ebene erkennt die gegenwärtige Debatte die Blindheit der Praxen durchaus an. Sie wendet diese gegen die scheinbare Luzidität und Selbstgewissheit, mit der Sprache und Symbolisches bis dahin verbunden waren, und weist auf, dass auch sprachliche Ereignisse, insofern sie Handlungen sind, als eine Sphäre ›reiner Reflexion‹ nicht begriffen werden können. Sie gehört damit zu dem weit umfangreicheren Diskurs einer sehr radikalen Sprachkritik, die sich in der Nachfolge der poststrukturalistischen Ansätze entfaltet, den Begriff des Zeichens kritisch dekonstruiert und unsere Auffassung von der Sprache nachhaltig verändert hat.

Exakt gleichzeitig aber, und dies ist die andere Seite, droht das Argument, und ich denke gegen die Intention der an der Debatte Beteiligten, affirmativ zu werden. Affirmativ gegenüber eben der Praxis – nicht einer bestimmten Praxis, sehr wohl aber der Praxis allgemein –, die nun zum Kriterium und zum Maßstab auch für sprachliche Ereignisse wird. Denn müsste man nicht zwingend auch die Praxis, gerade wenn sie eine weitgehend blinde ist, einer ähnlich tiefgreifenden Kritik unterwerfen?

Die Praxis, das wortlose Handeln, scheint mir den gesellschaftlichen Prozess weit eher, weit wirkungsvoller und machtgesättigter zu bestimmen als jene Akte, die sich darauf beschränken, Sprechakte zu sein. In souveräner Umgehung des Symbolischen wird hier 3-d-solid in Beton, Stahl, Glas und Biotechnik argumentiert; und es werden Fakten geschaffen, die wir im Medium des Symbolischen allenfalls nachbearbeiten. Mein Argument ist, dass das Konzept der ›Performativität‹, gerade weil es sprachkritisch ansetzt, sich dagegen schützen muss, in ein Bündnis mit einem unkritischen Praxisbegriff zu geraten.

7. Technik als performative Anordnung

Die Theorien zur Performativität aber scheinen mir Ansätze auch zu einer anderen, kritischeren Lesart zu bieten. Austins Theorem nämlich, so könnte man sagen, ist auf eigentümliche Weise praktisch geworden. Zunächst in der Medienentwicklung selbst, und dann, dies werde ich in meinem Schlussargument zeigen, speziell im Fall des Computers.

Krämer hat in einem der erwähnten Aufsätze klargemacht, dass die Frage nach der Performativität einen neuen Blick gerade auch auf die technische Seite der Medien eröffnet.²⁴ Austins Frage ›How to do things

²⁴ Krämer o.J.

with words« hebt auf die Worte ab, ein symbolisches System, das medienhistorisch bereits zu seiner Zeit nicht mehr im Zentrum der Medienentwicklung stand; sind Medien grundsätzlich Doppelwesen, mit ihrer Signifikantenseite einerseits Teil der tatsächlichen Welt, andererseits aber Träger dessen, was ich oben einigermaßen abstrakt das Symbolische genannt habe, so hat sich die Spannung zwischen diesen beiden Bestimmungen im Verlauf der historischen Entwicklung deutlich verschärft. In dem Maße, wie die Technik sich auch in der Sphäre des Symbolischen nach vorne drängt, augenfällig in der apparateabhängigen Photographie und Telegraphie, und weiter über den Film, hin zum Computer, der sich über eine immer avanciertere Hardware definiert, so nimmt die Signifikantenseite Schritt für Schritt an Gewicht zu. Als technische Implementierungen sind die Medien in die technischen Praxen augenfällig involviert; und damit in jenes Tatsächliche, dem das Symbolische gegenüber treten sollte.

Und auch die Frage nach der Performativität erscheint in Perspektive dieser Überlegung verändert: Denn auch die Performativität muss mit der Technisierung der Medien zwangsläufig zunehmen, allerdings nicht, wie im Fall der Eheformel, als ein Praktischwerden der Botschaft, sondern als ein Praktischwerden der technisch-medialen Anordnung selbst, die erst in der Folge der Botschaft, und zwar unabhängig von ihrem Inhalt, eine größere Durchschlagskraft und einen zunehmend zwingenden Charakter verschafft. Performativität, dies wäre mein erster Vorschlag für eine Bestimmung, geht von den Inhalten auf die Technik über. Die Zeichen sind auf sehr ursprüngliche Weise praktisch geworden, indem sie auf die Linie der Naturbeherrschung zunehmend eingeschwenkt sind.²⁵

8. Computer

Im Fall des Computers wird die Problematik noch deutlicher. Der Computer, so könnte man sagen, ist das performative Medium schlechthin. Augenfällig ist zunächst, dass Computer Daten nicht allein speichern und übertragen, sondern algorithmengesteuert auch umformen. Im Kern des Computers sitzt ein Prozessor; die Berechnungen selbst sind zeitgebunden und haben prozessualen Charakter; und da der Ablauf der Berechnung automatisch verläuft, ist das Ergebnis zumindest prinzipiell unabsehbar

25 Krämer selbst argumentiert in ähnliche Richtung: »Die Prägekraft eines Mediums – das ist die Vermutung – entfaltet sich in der Dimension einer Bedeutsamkeit jenseits einer konventionellen Semantik. Und es ist die mediale Materialität, welche die Grundlage abgibt für diesen Überschuss an Sinn, für diesen Mehrwert an Bedeutung, der von den Zeichenbenutzern nicht intendiert und ihrer Kontrolle auch gar nicht unterworfen ist.« (ebd.)

und offen. All dies wirkt wie eine Illustration der Frage nach der Performativität: so als habe sich die Medienpraxis selbst vom Modell einer statischen (?) Repräsentation verabschiedet und sei zu einer dynamischen Zeichenpraxis übergegangen, und die Theorie folge ihr konsequenterweise nur nach.²⁶

Ich habe bestimmte Zweifel an dieser Deutung, aber ich möchte zunächst das Argument selbst weiter entfalten. Rechner haben zweitens die Besonderheit, dass sie an Formalsprachen gebunden sind. Schon bei Leibniz ist die Formalisierung eng verknüpft mit der Vorstellung einer Idealsprache. Einer Sprache, deren innere Kohärenz durch ein striktes Set von Regeln garantiert ist; die die Abgründe und Ambiguitäten der Semantik vermeiden und in prüfbare Relationen überführen kann.

Für die Frage nach der Performativität ist dies aus einem besonderen Grunde relevant; wer den Handlungsaspekt symbolischer Operationen in den Vordergrund stellt, ist gezwungen, das Symbolische als Akt, und das heißt: vom Standpunkt der Aktualität her zu konstruieren.²⁷ Im Fall natürlicher Sprachen würde dem der Begriff des Codes entgegenstehen: verweist der Code doch immer auf jene Vergangenheit zurück, der er seine Form verdankt, und jene Prägekraft, die er aktuellen symbolischen Operationen auferlegt.

Mit dem Computer scheint diese konstitutive Bindung an die Vergangenheit aufgehoben. An die Stelle des historisch gewachsenen Codes tritt ein Regelsystem, das zwar möglicherweise ebenfalls historisch gewachsen ist, seine innere Kohärenz und Leistungskraft aber nicht auf diese Entstehung, sondern eben auf die Reinheit seiner Konstruktion gründet. Es sei daran erinnert, dass die Befreiung von Tradition, Autorität und Vergangenheit zu den Leitidealen der Aufklärung gehörte, die auch Leibniz' Vorstellung einer Idealsprache trägt.

Erst auf diesem Hintergrund, behaupte ich, gewinnt die gegenwärtige Hochschätzung der Performativität Kontur: Der Rechner erscheint als die Einlösung der Utopie, Vergangenheit und Code verabschieden und durch die Formalisierung substituieren zu können; Formalisierung erscheint als ein von den Zwängen der Vergangenheit gereinigter Code.

26 »Medium ist kein Raum oder Gefäß von Speichern und Bewahren, sondern eine Bühne des Operierens und Handelns.« »Es geht um die Sprache, nicht mehr als ›Repräsentation‹ vielmehr als ›Artikulation‹.« (Krämer 1998b, S. 12). »Die [Computer-] Technik [...] erzeugt künstliche Welten, sie ermöglicht Erfahrungen und Verfahren, die es ohne Apparaturen nicht etwa abgeschwächt, sondern überhaupt nicht gibt. Nicht Leistungssteigerung, sondern Welterzeugung ist der produktive Sinn von Medientechnologien.« (Krämer o.J. [Erg. H.W.]). »Performativität ist [...] als Medialität zu rekonstruieren, der Medienbegriff selbst ist zu dynamisieren.« (Krämer 1998b, S. 13).

27 Siehe FN 25.

In der Theoriebildung ist dies ablesbar, etwa wenn Überlegungen zur Performativität unmittelbar gegen eine Auffassung der Sprache als Code polemisieren und den jeweils materiellen Äußerungsakt gegen den Systembezug frontal ausspielen.²⁸ Mein Einwand wäre, dass der so gestellte Gegensatz scheinhaft ist. Insofern der Äußerungsakt Wiederholung ist²⁹, was Austin selbst für die Performative zugesteht, und Wiederholung in Konventionalisierung, und somit in Kodifizierung mündet, ist es die Wiederholung selbst, die den Code nährt. Die abstrakte Polarität also wäre ein weiteres Mal zu ersetzen durch eine dialektische Vorstellung, die Akt und Code, performative Einzeläußerung und Systembezug, im Sinne einer Wechselwirkung zyklisch aufeinander bezieht.

Für die Theorie der Computer würde dies bedeuten, dass auch in seinem Fall die Performativität nicht alleine steht; gewitzigt durch die Erfahrung anderer Medien wäre der Versuch zu unternehmen, die Systemstelle neu zu rekonstruieren, die Code und Kodifizierung im Fall des Computers einnehmen; und mit der impliziten Antwort, an seine Stelle sei die Formalisierung getreten, sich nicht länger zufrieden zu geben.

Die dritte Dimension, die Computer und Performativität miteinander verbindet, funktioniert noch direkter. Der Computer ist die erste Maschine, die die Ebene der Modellbildung, also symbolisch-repräsentative Prozesse, und die Steuerung von Realvorgängen mechanisch-technisch zusammenführt. Da dasselbe Modell, das die Umwelt simuliert, dazu verwendet werden kann, auch den Eingriff in diese Umwelt zu steuern, ist der Computer das erste Medium, das in der Lage ist, symbolische Konstrukte empirisch zu verifizieren. Und auch dies ist, so denke ich, ein Modell von Performativität.

Der Computer schafft es, dass seine Zeichen tatsächlich unmittelbar praktisch werden. Er schafft eine Kette zwischen einer symbolisch-kon-

28 Krämer beginnt: »Verkörperter Sprache« meint zuerst einmal: Es gibt keine Sprache jenseits des raumzeitlich situierten Vollzugs ihrer stimmlichen, schriftlichen oder gestischen Artikulation« (Krämer 1998a, S. 39), und radikalisiert dann: »Es gibt keine Sprache hinter dem Sprechen und Schreiben«. (Krämer 1998b, S. 3). Siehe auch: Krämer/König 2002.

Zumindest die zweite Formulierung schließt explizit aus, z. B. die Sprache als Struktur und als Gedächtnisphänomen in eine materialistische Medientheorie mit einzubeziehen. Mit der Dynamisierung des Medienbegriffs (FN 26) und der Verabschiedung des Speicheraspekts (»Medium ist kein Raum oder Gefäß von Speichern und Bewahren« [ebd.]) ist schließlich jeder Rückweg, und sogar der zu einer Auffassung materieller Texte als Speicher und Monumente, versperrt. Zur Sprache als Gedächtnisphänomen habe ich eine eigene Überlegung angestellt in: Winkler 1997, S. 28 ff.

29 »Der Iterabilität, der ›Zitathaftigkeit‹, die all unserem Sprechen innewohnt, ist Aufmerksamkeit zu schenken« (Krämer 1998b, S. 10).

struktiven Modellbildung und zweitens einer praktisch-empirischen Verifikation.

Und dieses Modell ist offensichtlich bestechend. Es wird begrüßt als die Ablösung der Frage nach Widerspiegelung, Repräsentierbarkeit der Welt und ›Wahrheit‹; Kategorien, an denen gerade medienkritisch-aufgeklärte Geister zunehmend verzweifeln; und als deren Ersetzung durch eine pragmatische ›Viabilität‹ oder Operationalität, die um vieles prüfbarer und diesseitiger erscheint; Wahrheit wird durch eine pragmatische Verifizierung ersetzt.³⁰ Die Dimension der Performativität, so könnte man sagen, hat die prekäre Frage nach der Referenz aufgezehrt.

Die Kette, selbstverständlich, hat prominente Vorbilder; sie imitiert, was auf einer Makroebene das Vorgehen der Naturwissenschaften ist, die sich mit der praktisch-technischen Anwendung zyklisch verbinden und in ähnlicher Weise ihr Wahrheitsmodell, neben dem genannten Kriterium innerer Kohärenz, auf die praktische Verifikation durch den Nachweis eines technischen Funktionierens stützen.³¹

Es ist dies allerdings eine problematische Art des Belegs. Jede ökologische Überlegung lehrt uns, dass Machbarkeit keineswegs für die Gültigkeit der dem Modell zugrunde liegenden Annahmen einsteht. Und dass jedes instrumentelle Handeln, eben weil es instrumentell-zielgerichtet ist, ein ganzes Bündel möglicher ›Nebenfolgen‹ ausblenden muss. In den Termini der Philosophie heißt dies, dass pragmatisch hinreichende Richtigkeit mit ›Wahrheit‹ nicht zusammenfällt. Die systematische Verkettung des Symbolischen mit dem Praktischen, wie ich sie hier gestützt auf den Begriff der Performativität rekonstruiere, könnte sich insofern als eine sehr scheinhafte Lösung erweisen.

9. Schluss

Kehren wir nun zum Ausgangspunkt zurück. Ich hatte die Frage nach der Performativität aufgemacht, indem ich zunächst dem Verhältnis zwischen Sprechen und Handeln nachgeforscht hatte. Dass beide auseinanderfallen und dass dem Handeln sehr viel mehr als dem Sprechen ein Moment von

30 »[Der] formale Umgang mit Symbolen nach Regeln, die auf die Bedeutung der Symbole keinerlei Bezug nehmen, [...] wird zur Leitvorstellung auch des Erkenntnisideals der rationalistischen Philosophie, welches darin besteht, Wahrheit auf Richtigkeit zurückzuführen.« (Krämer 1998b, S. 5 [Erg. H. W.]).

31 »Naturwissenschaft und Technik [schließen] nicht eigentlich einen Bund, sondern sie werden zwei Seiten ein und desselben Prozesses, der in gewisser Hinsicht selbst automatisiert ist.« (Gehlen 1961, S. 98 ff.)

Interesse und Not(wendigkeit), Latenz der Motive, Irreversibilität, Praxisdruck und Blindheit anhaftet, macht seine innere Spannung aus.

Auf diesem Hintergrund aber muss es äußerst problematisch erscheinen, wenn der Praxisdruck – via Performativität – nun auch in sein Gegenüber, die symbolischen Systeme, zunehmend vordringen kann. Sowenig es eine vollständige ›Freiheit‹ des Symbolischen von solchem Druck je gegeben hat, so klar ist eben auch, dass das Symbolische erst in gezielter Abkoppelung von der Sphäre der Praxis seine eigentliche Kraft entfaltet. Zu plädieren wäre deshalb dafür, diesen Abstand als eine kritische Ressource gezielt zu erhalten und symbolische Systeme mit geringem Performativitätsniveau und entsprechen hoher Referenz-Problematik höher als bisher zu schätzen.

Eine Theoriebildung, die die kontrafaktische ›Wahrheit‹ aufgibt, um sie durch Viabilität zu ersetzen, droht in ein ungewolltes Bündnis zu geraten mit einer gesellschaftlichen Tendenz, die jede symbolische Operation ohnehin auf Praxisrelevanz verpflichten will. In einem Umfeld, das die bornierteste technische Fortentwicklung ohne Ansehen der Ziele als Beitrag zum Fortschritt begrüßt, und die reduzierten Kriterien ökonomischen Handelns zum Maßstab für gesellschaftliches Handeln insgesamt macht, scheint es mir geradezu subversiv, auf der Folgenlosigkeit symbolischer Operationen zu bestehen.

Nicht das wirkungsmächtigste Zeichen wäre insofern interessant, sondern – paradox – jenes, das seine Wirkung gezielt limitiert. Nur auf reduziertem Performativitätsniveau, letztlich gegen die Performativität also, denke ich, ist der Raum für ein von tatsächlichen Folgen entkoppeltes Probehandeln zu finden.

Literaturverzeichnis

- Austin, John L. (1979): *Zur Theorie der Sprechakte. How to do things with Words*, Stuttgart: Reclam (OA., amerik.: 1962).
- Beneviste, Émile (1947): »Le jeu comme structure«, in: *Deucalion* 2, Paris, S. 159-167.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M.: Suhrkamp (OA., amerik.: 1990).
- (1997): *Excitable Speech. A Politics of the Performative*, New York: Routledge.
- Duden (1983): *Deutsches Universalwörterbuch*, Mannheim/Wien: Dudenverlag.
- (1974): *Das Fremdwörterbuch*, Mannheim: Dudenverlag.
- Esser, Hartmut (1996): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*, Frankfurt/M.: Campus (OA.: 1993).
- Gehlen, Arnold (1961): »Die Technik in der Sichtweise der Anthropologie«, in: ders., *Anthropologische Forschung*, Reinbek: Rowohlt (OA.: 1953).
- Gephart, Werner (1998): *Handeln und Kultur. Vielfalt und Einheit der Kulturwissenschaften im Werk Max Webers*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Grassmuck, Volker (1999): »Das lebende Museum im Netz«, in: Siegrid Schade/Georg

- Christoph Tholen (Hg.): *Konfigurationen zwischen Kunst und Medien*, München: Fink, S. 231-251.
- Huizinga, Johan (1956): *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, Hamburg: Rowohlt (OA.: 1938).
- Köhler, Sebastian (1999): »Potentiale neuer Medien für gesellschaftliche Kommunikation. Zwei philosophische Perspektiven von John Dewey und Helmuth Plessner«, in: Eicke Hebecker u.a. (Hg.), *Neue Medienumwelten. Zwischen Regulierungsprozessen und alltäglicher Aneignung*. Frankfurt/N.Y.: Campus, S. 62-74.
- Krämer, Sybille (o.J.): »Die Eigensinnigkeit von Medien«, www.inf.fu-berlin.de/~ossnkopp/eignsinn.html.
- (2001): »John L. Austin. Performative und konstatierende Äußerungen: Warum lässt Austin diese Unterscheidung zusammenbrechen?« In: dies.: *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. Suhrkamp, S. 135-150.
 - (1998a): »Sprache – Stimme – Schrift. Sieben Thesen über Performativität als Medialität«, in: Fischer-Lichte, E.; Kolesch, D. (Hg.), *Kulturen des Performativen*, Sonderband Paragrana, Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie, Bd. 7, H. 1, Berlin, S. 33-57.
 - (1998b): »Sprachphilosophische Grundlagen des Begriffs ›Performanz‹; Performativität als Medialität«, unveröff. Man.
 - (1996): »Sprache und Schrift«, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, Nr. 15.1, S. 92-112.
 - /König, Ekkehard (Hg.) (2002): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 - /Stahlhut, Marco (2001): »Das ›Performative‹ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie«, in: Erika Fischer-Lichte/Christoph Wulf (Hg.), *Theorien des Performativen*, Paragrana, Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie, Bd. 10, H. 1, Berlin, S. 35-64.
- Leroi-Gourhan, André (1988): *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Frankfurt/M.: Suhrkamp (OA., frz.: 1964).
- Luhmann, Niklas (1993a): *Soziale Systeme*, Frankfurt/M.: Suhrkamp (OA.: 1984).
- (1993b): »Temporalstrukturen des Handlungssystems«, in: ders.: *Soziologische Aufklärung III*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 126-150.
- Neitzel, Britta (2002): *Gespielte Geschichten*, ftp://ftp.uni-weimar.de/pub/publications/diss/Neitzel, 16.9.02.
- Schischkoff, Georgi (Hg.) (1982): *Philosophisches Wörterbuch*, begr. v. Heinrich Schmidt, Stuttgart: Kröner.
- Wenzel, Harald (1990): *Die Ordnung des Handelns. Talcott Parsons' Theorie des allgemeinen Handlungssystems*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Winkler, Hartmut (1997): *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer*, München: Boer.

Performativität und Medialität

Herausgegeben von Sybille Krämer

Wilhelm Fink Verlag

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten.

ISBN 3-7705-4050-6

© 2004 Wilhelm Fink Verlag, München

Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH, Paderborn

INHALT

Vorwort	9
1. EINLEITUNG	11
SYBILLE KRÄMER Was haben ›Performativität‹ und ›Medialität‹ miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der ›Asthetisierung‹ gründende Konzeption des Performativen. Zur Einführung in diesen Band	13
2. ZUM WECHSELVERHÄLTNIS VON MEDIEN UND PERFORMANZ: GRUNDSATZFRAGEN	33
LUDWIG JÄGER Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen	35
DIETER MERSCH Medialität und Undarstellbarkeit. Einleitung in eine ›negative‹ Medientheorie	75
HARTMUT WINKLER How to do things with words, signs, machines. Performativität, Medien, Praxen, Computer	97
3. MEDIEN DES DARSTELLENS	113
LAMBERT WIESING Pragmatismus und Performativität des Bildes	115
GERNOT BÖHME Der Raum der leiblichen Anwesenheit und der Raum als Medium von Darstellung	129
ERIKA FISCHER-LICHTE Was verkörpert der Körper des Schauspielers?	141
GERTRUD KOCH Latenz und Bewegung im Feld der Kultur. Rahmungen einer performativen Theorie des Films	163

4. MEDIEN DES DENKENS, ERKENNENS UND WISSENS	189
WOLFGANG RAIBLE	
Über das Entstehen der Gedanken beim Schreiben	191
HARTMUT BÖHME	
Das Unsichtbare – Mediengeschichtliche Annäherungen an ein Problem neuzeitlicher Wissenschaft	215
5. MEDIEN DER KOMMUNIKATION IM SPANNUNGSFELD VON PRÄSENZ UND ABSENZ	247
PETER STROHSCHNEIDER	
Text-Reliquie. Über Schriftgebrauch und Textpraxis im Hochmittelalter	249
HORST WENZEL	
Vom Körper zur Schrift. Boten, Briefe, Bücher	269
ALICE LAGAAY	
Züge und Entzüge der Stimme in der Philosophie	293
CHRISTIANE FUNKEN	
Über die Wiederkehr des Körpers in der elektronischen Kommunikation	307
6. MEDIEN DER KUNST	323
K. LUDWIG PFEIFFER	
Phänomenalisierung und Sinnsuggestion: Performative Intermedialität und die Oper	325
ANNETTE JAELE LEHMANN	
Mediated Motion. Installationsräume und Performative Asthetik am Beispiel von Olafur Eliasson	347
PETER WEIBEL	
Netzaktivismus. Über netzbasierte Kunst	371

7. DER COMPUTER ALS MEDIUM	383
JENS SCHRÖTER	
Intermedialität, Medienspezifität und die universelle Maschine	385
BARBARA BECKER	
Selbst-Inszenierung im Netz	413
Autoreninformationen	431